

Die Deutsche Blätter

Durch ihren Mund von deutschem Land und Volke tut sie kund

November - Windmonat - Nebelung

Von Hans Reyhing

Gräu ist der Himmel, grau und matt ist der Tag, und grau die ganze Welt. Die Felder stehen leer. Ein letzter einsamer Pflug fährt noch einsam über den Acker, ein letzter, verlorener Wagen holt noch vergessene gebliebene Früchte herein, Rüben oder Kraut. Der Novembersturm saucht wild um die Häuser, legt erbarmungslos über die weiten Felder, ruhet ungeduldig durch die mächtigen Kronen der Bäume, reißt das well gewordene Laub herunter und spielt ungeduldig mit ihm am Boden. Kohlgewirp stehen die Bäume, gedemütigt der Wald. Aus den menschenverlassenen Feldern und in den einsamen Gärten ist es frierend leer, leer ist die ganze Welt, die sommerüber im herrlichen Laubschmuck der Bäume so voll war. Die Menschen ziehen sich ins Dorf zurück, die Lebenskräfte der Natur scheinen in den Mutterchoß der Erde hinunterzusteigen. Von der Scheunentenne klingt noch ganz vereinzelt der Dreschertakt. Allermüdest hat die Dreschmaschine den schweren Dienst übernommen. Der elektrische Motor treibt sie oder die Dampfmaschine, die ihre glühenden Funken noch in die früh hereinbrechenden ersten Nachtlunden hineinwirft. Der auf den sommerlichen Weiden gedrückte Hans und Flachß wird zu Berg gebrochen, das an Schwingstuhl und Fegsel für die Kunst vorbereitet wird.

Die stillen Töne von Allerheiligen und Allerseele, und die dunklen Klänge des Totensonntags liegen in der Luft, und letzte Klummenier schmückt die Gräber.

Wie sich die Lebenskräfte der Natur in den Mutterchoß der Erde zurückgezogen haben, so suchen und tasten die Gedanken nach innen und rühren an geheimnisvolle Dinge, deren Fäden wie blinkende Marienfäden, die sich in der Luft verlieren, hüberzuführen scheinen in andere Welten. Gedanken und Vorstellungen gewinnen an Allerseele und an Martini wieder einen merkwürdig weiten Raum und festes Leben in uns.

Mit dankbarer Freude und sichtlichem Wohlbehagen geht der Bauer durch Scheune und Keller. Er ist wohl versehen für den kommenden Winter. Es hätte zwar vieles besser ausfallen können, und die Hellen mancher Wünsche sind noch leer. Aber Genugtuung erfüllt die Brust. Die strenge Herrin der Bauernarbeit läßt die Stränge, die sie sommer- und herbstüber so hart und streng angezogen hatte, allmählich locker. Immer früher kommt der Feierabend heran, und allmählich schiebt das Bauernleben in die Wohlthat und Gelassenheit des Jahresfeierabends hinein. Bauernfeiertage stehen nun zahlreich im Kalender.

Es geht mit harten Schritten dem Winter entgegen. Man greift nach dem Kalender und sieht nach, was die Wetterheiligen zu sagen haben. Sie sitzen wie auf der Wagendeckel und lassen die Schalen bald zum Winter bald zum Sommer hinspielen. An Allerheiligen und Allerseele (1. und 2. Nov.) sieht man noch milden verführenden Herbstsonnenchein.

An Allerheiligen Sonnenchein bringt den Nachsommer ein. Dehnmäßig vertraut man sich für ein Viertelstündchen dem Sonnenchein an: Allerheiligen bringt Sommer für alle Weiber.

Das ist des Sommers letzter Vertreter. Neugierigen Schneeflocken glaubt man noch nicht. Sie sind noch Eintagsfliegen denen schon der folgende Tag ihr Recht streitig machen kann.

Bringt Allerheiligen Winter.

So bringt Martini einen Sommer.

Aber auch der Sonnenchein findet seinen harten Glauben mehr, er kann nimmer überzeugen.

Allerheiligen - Sommer.

Allerseele - Winter.

Wie ein Markstein und wie eine Wegscheide stellt sich St. Martin in den Kalender des November hinein. In der Legende tritt er nicht umsonst der Mantel an den Irrenden Setzer. Es ist nun wirklich kalt:

St. Martin sieht sich schon mit Dank am warmen Fleck an die Wand.

St. Martins Gestalt überragt aber alle anderen, und seine Kraft erreicht noch den kommenden Winter und bestimmt seinen Charakter:

Martinstag trüb.

Nacht den Winter sind und lieb.

St. er heiß

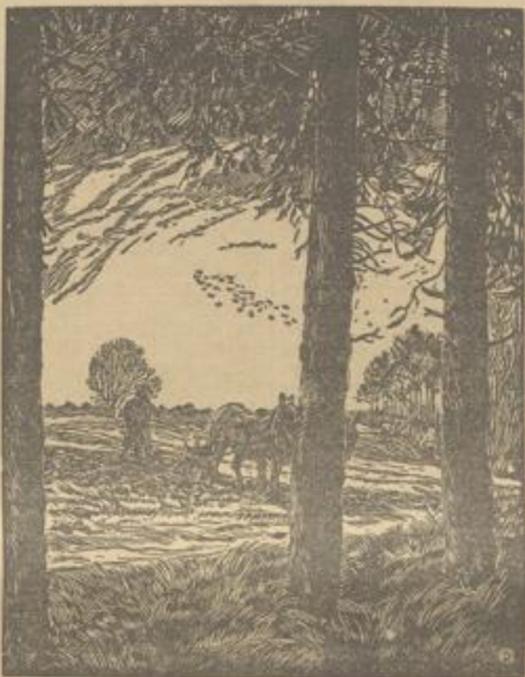
So macht er das Wasser zur Schell.
Oder:
Wenn um Martini Rebel sind,
So wird der Winter meist gelind.

an. Nun steht wirklich der Winter vor der Tür.

Kathrein (24. Nov.)

Halt den Winter innen Schrein.

Noch richtet sich vor der Bräute zum Dezember der Andreas auf, gerade am letzten Novembertag. Er tut grobhartig, als könnte er den Winter totfischer bringen. Doch läßt



Novembertimmung (Aus dem Kalender „Sinn und Leben“)

Das

Aber:
An St. Martini Sonnenchein,
Tritt ein kalter Winter ein.
Die Kälte bringt bald den Schnee, oder
es ist wenigstens gut, wenn er bald kommt:
Kommt St. Martin mit Winterkält,
Ist's gut, wenn bald ein Schnee einfällt.
Gegen Monatsende wurden aber noch andere Kalendergrößen Herrschaft und Einfluß

ihm der launige Volksgeist und Volksmund noch ein Türlein offen, einen Kameraden zu Hilfe zu holen, wenn es ihm doch nicht gelingen sollte:
Kendries
Bringt de Winter gwoisch,
Und bringt e net dr Kendries,
No bringt ihn doch — dr Thomas gwoisch.

Dreschen! - Dreschen! - Der letzte Schlag

Wie war es denn einstmals? So um die Zeit herum, da es auf Weihnachten zugeht, geisterte

der Bauer schon lange, lange vor Tag mit der Laterne im Haus herum, die Morgenarbeit in Scheuer und Stall zu tun; denn vor dem Morgengrauen noch wollte man einmal abdreschen. Dann gingen die Drescher zur dicken Milchsuppe oder zum schwarzen Brei, den die Bäuerin aufs Stodbreit hingestellt hatte, daß er ein wenig abkühlen sollte. Feit und zuverlässig war er, daß ein Eßfel dein heden blieb, und am Schmalz durfte man an so arbeits-harten Tagen nicht sparen. Wie ein See aus purem Gold stand es darauf, und man arbeitete jedes von seinem „Ort“ aus dem Mittelpunkt der Pflaume entgegen, und dem der Brei zu heiß war, der konnte zu jedem Schab ein Wischlein Kraut nehmen. Nachher aber ging es wieder in die Scheuer und eintönig scholl der Dreschertakt, der aus allen Scheuern Antwort fand, das Dorf entlang, hell klangen die „Pfegele“, wenn sie auf die harte Tenne unter leichter Strohdecke fielen unten an den Rehren, dumpf an höher geschichteten dicken Ende der Garben und wie ein Donnererschlag, wenn der Bate, in die Günde spudte und draußhieb, daß das Stroh aufsprang, die Körner zur Scheuer hin ussprigten und das Pfegelehaupt fed an die Ballen der Scheunendecke fiel.

Da und dort wurde zur Abwechslung bei dem mühsamen Geschäft das Hegerhieschen geübt. Der Heger mußte dabei zwischen dem Querkalken, dem Durchzug, darauf die

Obertennballen ruhten, und den Overtennboden durchgeschossen werden.

Der Dreschertakt! Es ist für den Anfänger nicht so leicht, den Takt zu halten, und oft fällt schwer der Schlag der Wilddrescher auf seinen Heger herab, daß ihn die Arme schmerzen. Erst die Drescherlehrlinge erfand man die lustigen Dreschverse:

„Schmalz an d' Supp“

hieß es z. B. im Dreitakt. Oder:

„Ghei heu tab,
Schlag du na,
Schind d' Raß ab,
Häng d' Haut auf.“

Beim Viertakt:

„Rei' Zipselapp.“ Oder:

„Raß, schlapp d' Supp aus.“

Beim Fünftakt:

„Schultes du Zipsel.“ oder:

„D' Raß hot e Schwänze.“ oder auch:

„Bäure hoch Spaye, die Drescher sind do.“

Im Sechstakt:

„Dr Saß hot kein Zipsel.“ oder:

„Drei Schimmel, drei Rappen,
Die kommen zum Tappen.“

Im Siebentakt:

„Kraut und Speck haut d' Hecke weg“

oder auch (der Lastvers jagt förmlich)

„Hant e de Michel et geah.“

Im Achtekt:

„Dide, dide Speck im Hase.“

So ging's fort, im Gleichmaß und Gleich-takt, an dem einen „Schnel“ hinatt, am anderen hinunter, bis mit dem sinkenden Tag die Schläge müde wurden, die Rücken schmerzten und ein letzter wichtiger Hieb des Vaters mit der letzten Kraft wie ein befreiender Trumpf ausgepielt wurde und die Tagesarbeit schloß. Und so folgte ein Tag dem andern, alle im gleichen Takt und Trost, und bei den großen Bauern wurde es Wehnachten, bis ausgebrochen war, und darüber hinaus, und kaum hatte man den letzten Haberlock auf die Pflaume getragen, so begannen die Tage schon wieder länger zu werden und der erste Schein des nahenden Frühlings sich auf den Fluren zu zeigen.

War das ein Aufsatz? Wenn man sagen konnte: Ausgedroschen! — gedroschen! Dieses Wort hatte einen schönen Klang.

Ausgedroschen! Nun war die Jahresarbeit getan. Der Hegerhieschlag war auch der Abschluß der Bauernarbeit. Da und dort war es Sitte, daß der Bauer den Heger anhebt, d. h. nicht mehr sollen hieb — und nur er durfte das tun. Wer dann den letzten Streich tat, war die Saumodel; wie in der Ernte, in der letzten Hieb tat, die Kornmodel oder Habermodel. Er durfte die Auszeichnung weitergeben, und im Uebermut warf er da und dort dem Nachbarn, der noch nicht so weit war, die Saumodel in Form eines geflochtenen Jopfes aus Stroh oder eines zusammengeflochtenen Stroh-wisches in die Tenne. „Du hänt e an d' Saumodel!“ rief man in den Dreschertakt hinein und warf den Wisch aus Draß. Man durfte sich aber nicht erwidern lassen, sonst mußte man mit zusammengebundenen Füßen auf einem Gabelstiel oder gar auf einem Scheunentor reiten oder wurde verkehrt auf ein Pferd gesetzt und ins Wirtshaus geführt, wo man die Hecke bezahlen mußte.

Was ist es mit dieser Sau oder Saumodel? Wir erinnern uns daran, wie sich unsere Vordern im Korn einen Geist, einen Wachstumsgeist dachten, der in ihrer Vorstellungswelt die Gestalt eines Tieres annahm, etwa eines Wolfes, eines Hahns oder gar einer Sau.

Beim Mähen des Getreides richtete sich dieser Geist immer mehr dem Mähernde zu, bis er endlich mit den letzten Halmen sozusagen eingefangen und dann auch in die letzte Garbe gebunden wurde, meist der oder die „Alte“ genannt. Auch beim Dreschen verzog sich der Geist vor den Dreschliedern wieder in die Garbe, die zuletzt auf die Tenne gelegt wurde. Mit dem letzten Pfegeleschlag wird nun der Korngeist getötet, d. h. aus dem Körper, dem er gerade verbunden ist, befreit und dadurch wieder befähigt, das nächste Jahr weiter zu wirken. Weil man diesen Geist die Sau oder die Saumodel nannte, so hieß es, der und der Drescher habe die Saumodel. Eigentlich war das etwas Besonderes für diesen Drescher und er erhielt da und dort auch besonders aufgetrieben, aber andererseits war es auch unangenehm, den Korngeist zunächst getötet zu haben, und deswegen trug man ihn in Form eines Strohbüschels in die Scheune des Nachbarn, um bei diesem das Unangenehme, das mit der Sache verbunden war, abzuladen.

Ausgedroschen! Das war ein Fest, das man auch würdig feiern mußte. Darum wurden Rächlein gebaden, die „Pfegele“ wurde gefeiert.



Tretende Bauern
Kupfer von F. Löffler, 18. Jahrhundert
Heft'n. Rasterstichtabern

